

# Themen

Diakonische Information Nr. 186-4/17



**Schlüsselfrage  
Wohnen**



Interview  
**Gabu Heindl**

Seite 10



Word-Rap  
**Kristina Sprenger**

Seite 14



Wohnungslosenhilfe  
**Mobile Wohnbegleitung**

Seite 20



Auf den Punkt gebracht  
**Das „Negerdörfli“**

Seite 22



# Wohnen ist ein Menschenrecht

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus.“ (9. Gebot)

**D**ie Haut atmet. Die Kleidung soll atmungsaktiv sein. Wände müssen atmen können. Es ist kein Zufall, dass Kleidung und Wohnung mit körperlichen Metaphern beschrieben werden. Ist die Kleidung unsere zweite Haut, so ist die Wohnung unsere dritte Haut. Wohnen ist etwas höchst Intimes. Die Wohnung bietet Schutz, trennt Außen und Innen, bietet die Möglichkeit, hereinzulassen, wen immer wir wollen, und alle die, die wir nicht um uns haben wollen, auch draußen zu lassen. Ein Dach über dem Kopf und Wände, Türen und Fenster zu haben gehört zu den Grundbedürfnissen und somit auch zu den Grundrechten des Menschen.

**„Ein Dach über dem Kopf zu haben gehört zu den Grundbedürfnissen und somit auch zu den Grundrechten des Menschen.“**

Dieses Grundrecht war schon immer gefährdet. Ihm ist eines der zehn Gebote gewidmet. Das neunte Gebot richtet sich aber nicht an Wohnungslose, die sehnstvoll auf das Haus des Nächsten schielen mögen, weil sie selbst kein Dach über dem Kopf haben, sondern an die HausbesitzerInnen, die auch noch gerne das Nachbarhaus ihr Eigen nennen möchten. Es richtet sich an die Kriegsherren, die es sich mit Gewalt aneignen, und an die WohnungsspekulantInnen, die an der Wohnungsnot verdienen wollen. „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus“ meint: Du sollst deinem Nächsten nicht das Grundrecht auf Wohnen streitig und ihm sein Haus abspenstig machen; weder mit Gewalt noch durch juristische oder ökonomische Tricks.

Die Gebote sind nie nur Verbote, sondern immer auch Grundprinzipien, die die Würde und die Rechte der Menschen wahren wollen. Daraus ergeben sich für die Diakonie verschiedene Aufgaben:

Zum einen müssen wir dafür Sorge tragen, dass Menschen selbstbestimmt, ihren Bedürfnissen gerecht wohnen können. Betreuung und Begleitung sollen dieses Ziel so weit wie möglich unterstützen, dürfen aber nicht in neue Abhängigkeiten führen. Niemand soll sich seiner „Haut“ erwehren müssen, sondern darin wohnen können, wie es ihr und ihm beliebt.

Zum anderen muss die Diakonie auch darauf hinweisen, wenn das Menschenrecht auf Wohnen negiert wird. Wenn Wohnen nicht mehr leistbar ist, wenn Menschen unter uns leben müssen, die über keinerlei Mittel mehr verfügen, angemessene Unterkunft zu finden, und deshalb jeglicher Ausbeutung ausgesetzt sind, dann wird das 9. Gebot gebrochen.

In welcher Weise diakonische Initiativen in den verschiedensten Bereichen dafür sorgen, dass das Menschenrecht auf Wohnen so gelebt werden kann, dass die Wünsche und Nöte der Einzelnen im Zentrum stehen, davon handelt dieses Heft.

*Pfarrer Mag. Michael Chalupka,  
Direktor Diakonie Österreich*

**AN DIESEM HEFT  
MITGEARBEITET HABEN**



Lisa Jama, Hannelore Kleiss, Roberta Rastl, Christoph Riedl,  
Daniela Scharer, Sara Scheiflinger, Martin Schenk, Hansjörg Szepannek

# Inhalt

4

**„Was mir beim Wohnen wichtig ist“**  
Menschen aus Einrichtungen der Diakonie erzählen, was ihnen beim Wohnen wichtig ist.

6

## Brennpunkt Wohnen

Der Zugang zu leistbarem Wohnraum ist der Schlüssel dafür, dass Menschen ein selbstständiges Leben führen können.

9

## Intersektionalität, Working Poor

Fachbegriffe zum Thema Wohnen.

10

## Die Leistbarkeit von Wohnraum

Gabu Heindl über die Herausforderungen bei der Gestaltung von öffentlichen Bauten und Infrastruktur.

13

## Projekte

Wohngruppe für Jugendliche, Wohnen für SeniorInnen, Schaffung von Sozialräumen.

14

## „Für mich gehen Türen immer auf“

Word-Rap mit Kristina Sprenger.

15

## Wohnungslosigkeit hat viele Gesichter

Menschen mit Fluchtgeschichte stoßen bei der Wohnungssuche oft auf Vorurteile und Ängste.

16

**„Wohnen im Alter? Darum kümmere ich mich später“**  
Stimmt's?

17

## Begegnung durch Beteiligung

Gedanken zur Gemeinwesenarbeit.

18

## Die Welt in Zahlen

Statistiken zur Wohnkostenbelastung.

19

## Buchtipps, Best of Europe

20

## Mobile Wohnbegleitung

Ulrike Knecht über den Weg zum (wieder) selbstständigen Wohnen.

21

## Kurz gemeldet

Sozialmedizinische Beratung in Wien, Bistro Mauthausen, Leben mit Demenz im Haus St. Peter/Kärnten.

22

## Das „Negerdörfli“ an der Vorortelinie

Eine außergewöhnliche Sozialreportage.

## Spendenkonto Diakonie:

IBAN AT492011128711966399

BIC GIBAATWWXXX



**IMPRESSUM: Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:** Diakonie Österreich, ZVR-Zahl: 023242603. **Redaktion:** Dr.<sup>in</sup> Roberta Rastl-Kircher (Leitung), Dr.<sup>in</sup> Gudrun Bauer, Mag. Martin Schenk, Mag.<sup>a</sup> Margit Kubala. Alle: 1090 Wien, Albert Schweitzer Haus, Schwarzspanierstraße 13. Tel.: (0)1 409 80 01, Fax: (01) 409 80 01-20, E-Mail: diakonie@diakonie.at, Internet: www.diakonie.at. Verlagsort: Wien. **Geschäftsführer Diakonie Österreich:** Pfr. Mag. Michael Chalupka, Mag. Martin Schenk. **Grafik-Design:** Info-Media Verlag für Informationsmedien GmbH/Evelyn Felber-Weninger, Volksgartenstraße 5, 1010 Wien. **Druckerei:** Druckerei Paul Gerin GmbH & Co KG, Gerinstraße 1–3, 2120 Wolkersdorf. **Fotos:** Cover: Regina Hügli; Arno Gattinger, Steffi Leo, Heilsarmee Oesterreich, istockphoto.com/Pears2295; S. 2: Diakonie Österreich/Barbara Krobath, S. 3: Regina Hügli, Heilsarmee Österreich, istockphoto.com/DMEPhotography, S. 4: Lisa Jama, Ulrike Rauch, S. 5: Ulrike Rauch, Diakonie Österreich (3), S. 6: Regina Hügli, Karola Riegler, S. 7: Regina Hügli, S. 8: Karola Riegler, S. 9: istockphoto.com/Constantinis, istockphoto.com/Casarsa, S. 10: Arno Gattinger, S. 11: Arno Gattinger, S. 12: Alejandra Loreto, S. 13: Andi Bruckner, Karin Hofbauer, Diakonie Zentrum Spattstraße, S. 14: Steffi Leo (2), S. 15: Lisa Jama (3), S. 16: istockphoto.com/Feverpitched, S. 17: istockphoto.com/DMEPhotography, Nadja Meister, S. 18: Heilsarmee Österreich (2), S. 20: Heilsarmee Österreich, S. 21: Nadja Meister, Sandra Huber, Diakonie Österreich, S. 22: istockphoto.com/Pears2295. Die Diakonische Information bringt Sachinformationen und Nachrichten zur Diakonie der Evangelischen Kirchen. Die gendersensible Schreibweise ist uns ein wichtiges Anliegen. Der Bezug ist kostenlos. DVR: 041 8056 (201). Gedruckt nach der Richtlinie „Schadstoffarme Druckerzeugnisse des Österreichischen Umweltzeichens“.

Umweltzeichen (UWZ 756)



# „Was mir beim Wohnen wichtig ist“

**Menschen aus Einrichtungen der Diakonie erzählen darüber, was ihnen ihre Wohnung bedeutet.**

## JALIL



Ich bin Jalil, 25 Jahre alt und komme aus Afghanistan. Ich bin seit neun Monaten in Österreich und wohne zusammen mit meinen drei Brüdern und meinem kleinen Neffen in einer Wohnung in Wien.

„Ich bin sehr dankbar, dass ich wieder bei meinen Brüdern sein kann. Doch obwohl

die Zeit mit meiner Familie sehr wichtig für mich ist, wünsche ich mir, eines Tages alleine wohnen zu können. Wir

haben nicht viel Platz und nur Matratzen statt Betten, und es ist immer viel los bei uns. Das ist oft schwierig, besonders weil ich mehr Zeit und Ruhe brauche, um besser Deutsch lernen zu können. Wohnen in Österreich bedeutet für mich also auch, viele Möglichkeiten zu verwirklichen. Aber es ist schwierig, eine Wohnung zu finden, weil mir das Geld für eine eigene Wohnung fehlt und weil viele Menschen in Österreich Flüchtlingen keine Wohnung geben, weil sie uns nicht trauen. [...] Jetzt ist meine Wohnsituation noch okay für mich, weil ich ganz fest an meinen Traum glaube. Ich werde irgendwann in Österreich studieren und spätestens dann eine eigene Wohnung oder zumindest ein eigenes Zimmer haben, um in Ruhe lernen und schlafen zu können.“

## KARIN ECKHARDT

„Ich verstehe mich mit meinen MitbewohnerInnen in der Hausgemeinschaft zwar sehr gut, aber mir ist wichtig, dass ich einen Rückzug habe. Deswegen wohne ich im Einzelzimmer. Ich brauche viel Ruhe für das Malen und Radiohören, am liebsten klassische Musik und die Nachrichten auf Ö1, gleich in der Früh. Danach gehe ich frühstücken und genieße es, wenn ich mich nachher noch einmal gemütlich hinlegen kann. Radiohören ist für mich viel unmittelbarer als Lesen. Ich lese aber immer noch viel, Literatur und Zeitschriften. Mein Sohn, der in Graz wohnt, muss mir immer Nachschub bringen.“

Die Grazerin Karin Eckhardt ist 80 Jahre alt. Die zweifache Mutter und dreifache Großmutter lebt seit zwei Jahren im Haus am Ruckerberg des Diakoniewerks Steiermark. Ihre Leidenschaft gehört dem Malen, früher mit Öl, jetzt überwiegend mit Acryl. An den Wänden ihres Zimmers hängen einige Kostproben ihres Schaffens: venezianische Ansichten.



## ELSE URBAN



„Ich habe so viele Interessen, Politik zum Beispiel. Ich möchte immer auf dem Laufenden bleiben. Ich lese täglich Zeitung, borge mir Bücher aus und bekomme gerne Besuch. Viele GesprächspartnerInnen zu haben ist mir sehr wichtig. Daher nehme ich an allen Gesprächsrunden im Haus teil. Auch mein Kater Momo

ist mir eine große Stütze. Den haben mir die MitarbeiterInnen des Hauses besorgt, als es mir einmal nicht besonders gut ging. Er ist noch sehr jung und verspielt. Untertags ist er bei mir im Zimmer, in der Nacht lasse ich ihn in die Hausgemeinschaft, damit ich schlafen kann.“

Else Urban (90) ist dreifache Mutter und ehemalige Büroangestellte. Aufgrund einer Gehbeeinträchtigung fiel es ihr zunehmend schwer, die Stufen zu ihrer Wohnung im dritten Stock zu bewältigen. Nach einer größeren Operation übersiedelte sie in die Hausgemeinschaft des Diakoniewerks in Graz, ins Haus am Ruckerlberg.

## CHRISTINE KLOTZ



„Beim Wohnen ist mir Gemeinschaft sehr wichtig. Deswegen war mir schon immer klar, dass Generationen-Wohnen für mich das Richtige ist. Ich schätze es sehr, wenn man füreinander da ist und man sich unter NachbarInnen das Gefühl gibt, nicht alleine zu sein. In der ‚Rosa Zukunft‘ habe ich bereits viele nette Leute kennengelernt und wir unterstützen uns oft gegenseitig. Außerdem ist für mich eine gute Infrastruktur von Bedeutung. Es gibt in der Nähe viele Geschäfte wie die Post oder die Apotheke und viele Möglichkeiten, im Grünen spazieren zu gehen. Durch die Parks und Grünflächen in der Umgebung haben auch meine Katze und mein Hund genügend Auslauf.“

Christine Klotz ist 68 Jahre alt und wohnt in der „Rosa Zukunft“ in Salzburg. Sie ist besonders kontaktfreudig.

## RAIMUND BUCHREITER



„Beim Wohnen ist mir wichtig, dass es schön ist und ich ein eigenes Zimmer habe. Beim Frühstück mag ich die Marmelade. Gut finde ich, dass wir selber kochen, weil es gut schmeckt. Bei uns ist gut, dass jemand schaut, dass immer genug Gewand im Zimmer ist. Und Taschentücher und Süßes. Mit dem Radl fahr ich auch gern. Der Siggie und die Barbara sind immer lieb und der Christian im Rollstuhl auch.“

Raimund wohnt seit Oktober 2016 im „Köraus“ der Diakonie in Kärnten. Dort ist er auch Bewohnervertreter. Das Wochenende verbringt er gerne bei seiner Mutter. Er jätet gerne Unkraut, mäht den Rasen, baut Vogelhäuschen, puzzelt und sieht gern fern – am liebsten Sport, vor allem Eishockey, Fußball und Formel 1. Raimund mag es auch sehr, wenn die Sonne scheint. Aber den Wind mag er gar nicht und auch kein Gewitter.

## ZARA



„Ich habe es gerne sauber in meiner Wohnung und schaue selber darauf, dass alles ordentlich ist. Was mir auch wichtig ist, sind leise NachbarInnen. Mir ist wichtig, dass die BetreuerInnen Zeit haben für mich. Das alles trägt dazu bei, dass ich mich in meiner Wohnung wohlfühle. Seit vier Jahren lebe ich nun schon hier in der WG, davor war ich ein Jahr in einer Übergangswohnung außerhalb der Wohngruppe. Danke an alle, die mich hier unterstützen.“

Zara ist 19 Jahre alt und lacht gerne. Sie lebt in der WG Jump in Linz, einer sozialpädagogischen Wohngruppe des Diakonie Zentrums Spattstraße. Die WG Jump bietet Platz für Mädchen im Alter von 12 bis 18 Jahren. Für Zara wurde die Betreuungszeit von der Kinder- und Jugendhilfe ausnahmsweise verlängert. Bald wird sie in die Selbstständigkeit entlassen.

# Brennpunkt Wohnen

**Wohnen ist derzeit eines der heißesten aller brennenden Themen. Der Zugang zu leistbarem Wohnraum ist der Schlüssel dafür, dass Menschen ein selbstständiges Leben führen können.**

VON CHRISTOPH RIEDL UND MARTIN SCHENK



**Kinder, die in relativer Armut leben, wohnen häufiger in feuchten Wohnungen, solchen mit einer hohen Belegungsdichte und an stark befahrenen Straßen.**

**F**rüher habe ich das oft gehabt in der Beratung: Foto vom Schimmel machen, an das Wohnungsamt schicken. Da haben die Leute wirklich innerhalb von ein paar Monaten eine neue Wohnung bekommen. Heute kannst du nicht einmal mehr ein Foto von einem Schimmelbefall hinschicken, weil die sagen: „Ich habe schon 3000 Schimmelfotos da, das interessiert mich überhaupt nicht.“ So schildert eine Sozialarbeiterin die aktuelle Situation in Salzburg. Wohnen ist derzeit eines der heißesten aller brennenden Themen. Das ergab eine Studie der Wirtschaftsuniversität Wien und der österreichischen Armutskonferenz.

Warum diskutieren wir eigentlich nicht seit Monaten über leistbares Wohnen? Die Mietpreise sind in den letzten Jahren – vor allem in Städten wie Salzburg, Innsbruck und Wien – derart in die Höhe geschossen, dass viele kaum noch leistbaren Wohnraum finden, berichten die Studienautorinnen Evelyn Dawid und Karin Heitzmann. Ein ganzes Jahr haben sie sich auf die Spuren sozialer Alltagsprobleme begeben, mit Leuten gesprochen, sich Zeit genommen und genau hingehört.

## Prekäre Wohnverhältnisse

Manche Menschen leben in Räumen ohne Fenster, ohne Strom, ohne Wasser. Andere teilen sich eine kleine Wohnung, was zu krassen Überbelegungen führt, und wieder andere „wandern“ von hilfsbereiten Bekannten zu Bekannten, um nicht auf der Straße schlafen zu müssen. Aus

den Notunterkünften, die eigentlich für akut Wohnungslose gedacht sind, werden zunehmend Dauerwohnstätten für Personen, die keine leistbaren Wohnungen finden.

Die hohen Wohnkosten können tief ins Privatleben eingreifen: Scheidungen von Ehen sind nicht möglich, weil sich die trennungswilligen Partner in den großen Städten zwei kleine statt einer größeren Wohnung nicht leisten können. „Wir hassen uns, aber wir sind auch nicht so blöd, dass wir obdachlos werden.“ Wer sich trotzdem trennt, läuft Gefahr, in die Armut abzurutschen. Die Sozialinitiativen betreuen viele alleinerziehende Frauen in ihren Beratungsstellen, in den letzten Jahren aber auch immer öfter geschiedene, unterhaltspflichtige Männer.

## Die Ärmsten dem Markt überlassen

Von den Wohnproblemen in besonderem Maß betroffen sind Personen mit Migrationshintergrund. „Sie sind zusätzlich mit Vorurteilen vieler Vermieter konfrontiert, die ihnen schlicht keine Wohnung vermieten wollen. Hinzu kommen ein eingeschränkter Zugang zu Gemeindewohnungen und die Schwierigkeit, legal eine Wohnung anzumieten, wenn der Aufenthaltsstatus unsicher ist“, so Dawid und Heitzmann. Die vorwiegend syrischen und afghanischen Flüchtlinge,





Die Belastung durch Lärm bzw. Luft- und Umweltverschmutzung wird größer, je geringer das Einkommen ist

die im Jahr 2015 nach Österreich gekommen sind, befinden sich nunmehr ebenfalls in der Warteschlange für dieselben nur schwer leistbaren Wohnungen. Allzu oft sind sie – auch weil sie sehr oft diskriminierend behandelt werden – am Wohnungsmarkt völlig chancenlos und werden zur leichten Beute für MietbetrügerInnen. So sind sie gezwungen, unter völlig unzumutbaren Bedingungen und zu weit überhöhten Preisen in Objekten zu hausen, für die das Wort „Wohnung“ eigentlich keine passende Bezeichnung ist. Doch warum vergeben viele Vermieter ihre Wohnungen nicht an Flüchtlinge?

Lisa Jama von der Wohnberatung des Diakonie Flüchtlingsdienstes sagt dazu: „Die WohnungseigentümerInnen sagen uns, die Politik ist schuld daran, weil die Sozialleistungen ja schließlich nicht pfändbar seien und Flüchtlinge somit ein finanzielles Risiko darstellen würden. Die Politik hingegen verweist auf die Gesetzgebung und die Gesetzgebung auf die Politik. Das Land auf den Bund und der Bund auf das Land.“ Ein interessantes Detail dazu: Weder in der breit

## Zwischen Fünfhaus und Hietzing liegen fünf Jahre Lebenserwartung der Wohnbevölkerung



geführten Integrationsdebatte der letzten Monate noch im Entwurf zum neuen Integrationsgesetz, nicht im Plan A des Bundeskanzlers, aber auch nicht in der Neuauflage des Regierungsprogrammes kommt im Kontext von Asyl und Migration das Wort „Wohnen“ auch nur ein einziges Mal vor.

Es scheint, als hätte die Politik den armutsgefährdeten Teil der Bevölkerung in der Wohnfrage dem freien Markt überlassen. Vor diesem Hintergrund ist die Kürzungswut bei der Mindestsicherung doppelt zynisch.

### Sag mir, wo du wohnst ...

Wenn man mit der Straßenbahn vom ärmsten Wiener Gemeindebezirk, Fünfhaus, in den reichsten, nach Hietzing, fährt, dann liegen dazwischen einige Minuten an Fahrzeit, aber auch fünf Jahre an Lebenserwartung der jeweiligen Wohnbevölkerung. Die Gründe dafür sind vielschichtig. Eine wichtige Rolle spielen dabei in jedem Fall die unterschiedlich hohen Umweltbelastungen am Wohnort.

Die Belastung durch Lärm bzw. Luft- und Umweltverschmutzung wird größer, je geringer das Einkommen ist. Kinder, die in relativer Armut leben, wohnen häufiger in Wohnungen mit einer hohen Belegungsdichte und an stark befahrenen Straßen als Kinder, die nicht von Armut betroffen sind.

Einkommensarme Familien fühlen sich in städtischen Regionen massiv durch feuchte Wohnungen, Überbelegung, Luftverschmutzung,



**Geförderter Wohnbau müsste Menschen auch dann offenstehen, wenn diese noch Mindestsicherung beziehen müssen.**

► Lärm und den Mangel an Grünflächen in ihrer Wohngegend beeinträchtigt. Grünraum in der Stadt verbessert das Klima im Grätzel, zeigt gesundheitlich positive Auswirkungen, bietet Bewegungsraum für Jung und Alt, begünstigt als Sozialraum das Gespräch und die Begegnung. Urbane Grünräume sind jedoch ungleich zwischen Arm und Reich verteilt.

Zwar befinden sich sowohl arme als auch reiche Bezirke in stark verbautem Gebiet, die sozial und einkommensmäßig ärmsten Straßenzüge sind aber immer mit wenig Grün ausgestattet; hingegen finden sich die reicheren Bezirke stets mehrheitlich in und neben Grünlagen.

Auch sommerliche Hitzeperioden sind ein Gesundheitsrisiko. In der Hitzewelle 2003 sind rund 70.000 Menschen in Europa an der Hitze gestorben. Ärmere Bevölkerungsgruppen gehen statistisch gesehen häufiger Berufen nach, die körperlich anstrengend und der Hitze ausgesetzt sind (z. B. Bauarbeiter, Reinigungskräfte).

Sozial benachteiligte Gruppen leben meist in Wohnungen mit schlechter Bausubstanz (keine Wärmedämmung) und schlechter Ausstattung (z. B. keine Außenjalousien, keine Klimaanlage) und mit weniger Platz pro BewohnerIn. Qualitative Untersuchungen weisen darauf hin, dass sie weniger oft und weniger leicht in kühlere Bereiche ausweichen können (z. B. Zweitwohnsitz, Freibad etc.). Sie befinden sich in einem schlechteren Gesundheitszustand, was sie gegenüber Hitze verwundbarer macht.

### Sozialraum und bedarfsgerechte Angebote

Für die Stadtplanerin und Architektin Gabu Heindl ist die größte Herausforderung, leistbaren Wohnraum für alle zur Verfügung zu stellen (siehe Interview ab Seite 10). Dabei geht es nicht

darum, ob für Jung oder Alt, denn schließlich werden alle älter, und viele können sich trotz Arbeit keine Wohnung leisten (Working Poor). Deshalb lehnt Heindl den Begriff „Sozialbau“ ab: „Eigentlich würde ich es gern öffentliche Bauten nennen und nicht Sozialbauten. Architektur und Städtebau betreffen grundsätzlich den sozialen Raum.“ Auch will sie „nicht trennen zwischen Architektur für Bedürftige und Architektur für Nicht-Bedürftige. Stadt ist sozialer Raum, und das besonders im öffentlichen Bereich.“

### Kosmopolis

Das Wiener Integrationshaus hat im Jahr 2013 das Projekt „Kosmopolis“ umgesetzt. Es ermöglichte Asylberechtigten, subsidiär Schutzberechtigten und BesitzerInnen einer Rot-Weiß-Rot-Karte einen begleiteten Umzug in ein gefördertes Neubauprojekt. 15 Familien und Einzelpersonen, allesamt KlientInnen von Integrationshaus, Diakonie Flüchtlingsdienst und Volkshilfe, die direkt aus der Grundversorgung kamen, bekamen die Möglichkeit, leistbaren Wohnraum in einem Genossenschaftsbau zu beziehen.

Neben der grundlegenden Versorgung mit Wohnraum stellte vor allem die sozialarbeiterische Begleitung der KlientInnen eine Schlüsselfunktion für eine nachhaltige Integration dieser Menschen in die österreichische Gesellschaft dar.

### Hürde Einkommensnachweis

Doch selbst erfolgreiche Projekte wie dieses haben noch einen Wermutstropfen: Auch hier war eine Hürde gegeben, die den Zugang zu leistbarem Wohnraum in der Praxis erschwerte: Voraussetzung, um in den Genuss dieser geförderten Wohnungen zu kommen, war der Nachweis eines Einkommens aus Erwerbsarbeit. Dieses Einkommen musste der Mindestgrenze der Wohnbauförderung entsprechen und somit die sogenannte „Selbsterhaltungsfähigkeit“ sicherstellen. Diese Hürde ist zu hoch. Geförderter Wohnbau müsste diesen Personen auch offenstehen, wenn zur Überbrückung noch Mindestsicherung bezogen werden muss.

Nur so ist ein gelungener Start möglich, denn wie es Christoph Reinprecht, Professor für Soziologie, auf den Punkt bringt: „Wohnen ist eine Schlüsselfrage. Wohnen bedeutet: bei sich sein, das ist primär. Deshalb ist Wohnen in der Migration, wenn ich in ein neues Land komme, essenziell. Und die Sicherung einer Wohnung ist die Voraussetzung dafür, dass ich realisieren kann, was ich möchte, nämlich ein neues, selbstständiges Leben führen.“ ■



Angebote, die der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen, müssen barrierefrei zugänglich und nutzbar sein

### → UN-Behindertenrechtskonvention, Thema: Wohnen

In Artikel 19 der UN-Behindertenrechtskonvention ist das gleiche Recht aller Menschen mit Behinderungen anerkannt, „mit gleichen Wahlmöglichkeiten wie andere Menschen in der Gemeinschaft zu leben“. Weiters ist in der UN-Behindertenrechtskonvention das Recht auf Achtung der Privatsphäre aller Menschen mit Behinderungen verankert.

### → Barrierefreiheit

Menschen mit Behinderung sollen den gleichen Zugang zu öffentlich angebotenen Leistungen haben wie Menschen ohne Behinderung. Angebote, die der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen, müssen daher barrierefrei zugänglich und für Menschen mit Behinderung in der allgemein üblichen Weise – also ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe – zugänglich und nutzbar sein. *Quelle: Sozialministerium*

### → Generationenwohnbau/ Mehr-Generationen-Wohnen

Es gibt unterschiedliche Wohnformen, die unter dem Begriff „Mehr-Generationen-Wohnen“ zusammengefasst werden. Allen Wohnformen gemein ist, dass Jung und Alt (z. B. in einer großen Wohnhausanlage) zusammenleben. Sie sollen das Miteinander und die gegenseitige Unterstützung von Personen verschiedener Altersgruppen ermöglichen. *Quelle: Stadt Wien*

### → Intersektionalität

Überschneidung von verschiedenen Diskriminierungsformen bei einer Person. Intersektionelle Diskriminierung liegt vor, „wenn – beeinflusst durch den Kontext und die Situation – eine Person aufgrund verschiedener zusammenwirkender Persönlichkeitsmerkmale Opfer von Diskriminierung wird“.

### → Working Poor

Armut trotz Erwerbstätigkeit wegen sehr geringen Einkommens (unterhalb der Armutsgrenze). Das kann z. B. aufgrund von schlecht bezahlter Teilzeitarbeit sein, wenn für eine Person, etwa wegen Betreuungspflichten, nicht mehr als eine bestimmte Stundenanzahl an Erwerbsarbeit möglich ist.



**GABU HEINDL**

Die Architektin und Stadtplanerin ist spezialisiert auf Realisierungen von öffentlichen Kultur- und Sozialbauten, städtebauliche Studien und Planungen.

# Die **Leistbarkeit** von **Wohnraum**

**Gabu Heindl im Interview über die Herausforderungen bei der Gestaltung von öffentlichen Bauten und Infrastruktur, wenn der Planungs- und Umsetzungsprozess sowie das Ergebnis inklusiv und nicht diskriminierend sein sollen.**

**INTERVIEW: SARA SCHEIFLINGER**

**DiakonieThemen:** Was ist aktuell die größte Herausforderung am Wohnungsmarkt?

**Gabu Heindl:** Das wichtigste Anliegen ist aktuell die Leistbarkeit von Wohnraum. Das betrifft beinahe alle Bevölkerungsgruppen und hat letztlich nicht so viel damit zu tun, ob man gegenwärtig arm oder alt ist. Älter wird jeder, und es sind auch nur wenige davor gefeit, sich trotz Arbeit keine Wohnung leisten zu können (Working Poor). Dass Zugang zu gefördertem Wohnbau davon abhängig gemacht wird, wie lange man wo gemeldet ist, macht den frei finanzierten Wohnraum zum lukrativen Markt – gerade in Zeiten, in denen viele Menschen auf der Flucht sind. Also kurz gesagt: Es geht um leistbaren Wohnraum für alle – und zwar als internationales Menschenrecht.

**?** Sie sind als Stadtplanerin und Architektin auch auf die Realisierung von öffentlichen Sozialbauten spezialisiert.

Eigentlich würde ich sie gern öffentliche Bauten nennen und nicht Sozialbauten. Architektur und Städtebau betreffen grundsätzlich den sozialen Raum. Es soll nicht darum gehen, zwischen Architektur für Bedürftige und Architektur für Nicht-Bedürftige zu unterscheiden. Insofern geht es vor allem um Fragen von Verteilungsgerechtigkeit, Fragen von Zugang zu Wohnraum, zum Zentrum der Stadt, aber auch zu guten Schulen, Kindergärten oder Infrastruktur.

**?** Sie haben das Projekt „Intersektionales Stadthaus“ (siehe Factbox S. 12) gemeinsam mit dem „Verein für die Barrierefreiheit in der Kunst, im Alltag, im Denken“ realisiert. Können Sie zur Idee und Umsetzung ein paar Worte sagen?

Was dieses Projekt auszeichnet, ist der Umbau eines dreigeschoßigen Hauses zu einer großen barrierefreien Wohngemeinschaft. Das heißt, es geht um kreatives Umbauen von Bestand. Das ist etwas, das grundsätzlich ein großes Potenzial hat, allerdings stark davon abhängig ist, ob es tatsächlich Zugang zu Leerstand gibt. Zum anderen ist bei dem Projekt im 16. Bezirk in Wien interessant, dass die Baugruppe (der Verein) ein ganzes Haus zu leistbarer und unbegrenzter Miete gefunden hat. Und nicht zuletzt stecken in dem Projekt zwei Aspekte eines historischen Bezugs zur Zeit des Roten Wien: zum Selbstbau der Wiener Siedlerbewegung und zum sozialen Wohnexperiment namens „Einküchenhaus“. Die Gruppe von 15 bis 20 Leuten, die dort eingezogen ist, will nicht nur wohnen, sondern versteht Wohnen immer schon als Kombination aus Arbeiten, Vereinstätigkeit und mehr. Wohnraum ist nie nur zum Wohnen da.

**„Es soll nicht darum gehen, zwischen Architektur für Bedürftige und Architektur für Nicht-Bedürftige zu unterscheiden.“**

**?** Ein Grundsatz der UN-Behindertenrechtskonvention lautet: Nicht ohne uns über uns. Welche Erfahrungen machen Sie diesbezüglich?

Ein Beispiel aus unserem Projekt: Das Recht auf Barrierefreiheit war von Beginn an nicht diskutabel, sondern eine unverrückbare Selbstverständlichkeit. Obwohl wenig Geld vorhanden war, gibt es zu jeder Ecke im Haus barrierefreien Zugang, jedes Badezimmer ist barrierefrei. Zugleich wurde gefragt: Wo kann eingespart werden? So wurde für den Umbau nicht eine Fliese gekauft, sondern Material von anderen Baustellen recycelt. Verein und Projekt verstehen Barrierefreiheit im doppelten Sinn: keine physischen Hürden, aber auch keine finanziellen oder rassistischen. Das heißt eben auch Zugang zu solchen Formen des nicht standardisierten Wohnraums für Menschen, die kaum Mittel haben. Das Schlimme ist, dass heute in der Spar- und Austeritätspolitik oft finanzielle Interessen gegen Rechte wie das auf barrierefreien Wohnraum ausgespielt werden.

**?** Wäre das Ziel eine inklusive Stadt, die auch über Gesetzgebung zu erreichen wäre?

Ich bin überzeugt davon, dass es eine klare proaktive Gesetzgebung in der Stadtplanung braucht. Es wird (und soll auch) immer private Interessenten geben, die etwas Profitables umsetzen wollen, und dafür braucht es die öffentliche Vertretung, die dafür sorgt, dass ohne eingeplante Ausschlüsse gebaut wird. Auch muss dafür gesorgt werden, dass kommunale Errungenschaften wie leistbares Wohnen, öffentlicher Raum, aber auch Minderheitenschutz gewahrt bleiben. Minderheitenschutz ist immer die Basis für demokratisches Planen.

**?** Welchen Unterschied machen Sie zwischen Stadt und Land aus?

Ich habe mir in letzter Zeit einiges an neuem Wohnbau in Niederösterreich angeschaut – auch das ist teilweise untragbar. Auf dem Land geht es unter anderem um wirkliche Alternativen zum Einfamilienhaus. Aber stattdessen finden wir Wohnungsangebote mit 08/15-Grundrissen, kleinsten Zimmerzuschnitten, oft in lieblos gestalteten Wohnblöcken. Sie sind eher eine Überbrückung, bis man sich das eigene Häuschen leisten kann. Wenn man der Zersiedelung sowie der Ungleichheit etwas entgegenhalten will, braucht es am Land mindestens genauso viel Kreativität,





## Intersektionales Stadthaus

Kooperative Planung und kollektiver Umbau eines dreigeschoßigen Hofhauses in Wien-Ottakring. Umgesetzt von Gabu Heindl und dem Verein für die Barrierefreiheit in der Kunst, im Alltag, im Denken. Ihr gemeinsames Ziel war es, eine zur Kleinfamilienwohnung alternative, solidarische Wohnform zu entwickeln. Nach längerer Suche wurde ein teils ungenutztes Hofhaus in der Grundsteingasse gefunden, in dem eine Art „Einküchenhaus“ samt kollektiven Vereinsräumen umgesetzt wurde.

neue Wohnkonzepte zu denken, wie in der Stadt. Und auch im ländlichen Bereich gibt es die Leerstandsthematik! Das hat sich vor allem gezeigt, als AsylwerberInnen in ganz Österreich verteilt wurden und an diversen Gemeinderändern Container aufgestellt wurden, obwohl es im Dorfzentrum oder im Ortskern sehr viel Wohnungsleerstand gab. Es gab einfach keine Mobilisierungsmöglichkeit zur Nutzung des Leerstands. Da haben so manche BürgermeisterInnen über Leerstandssteuern diskutiert. Ob Stadt oder Land: Es braucht Formen von politischer Regelung, damit bewohnbarer Raum nicht spekulativ als Anlageobjekt herumsteht. Leerstand ist grundsätzlich egozentrisch. Leerstand kostet die Öffentlichkeit sehr viel, aber diejenigen, die das Objekt leer stehen lassen, sehr wenig. Ob aus Bequemlichkeit oder technischen bis hin zu rassistischen Gründen – die Palette an Möglichkeiten, warum selbst in der größten Not Leerstand nicht geöffnet wird, ist groß.

**? In diesem Kontext ist auch die Versorgung eine zentrale Frage – vor allem im Zuge eines demografischen Wandels hin zu einer alternden Gesellschaft.**

Ja, es geht um Generationenwohnbau, aber auch um die Frage, wie wir „emanzipierendes“ Wohnen möglich machen können – auch in Hinblick auf Nahversorgung, Mobilität und Infrastruktur. Und: In dem Moment, in dem weder VertreterInnen der älteren Generation noch Jüngere oder Neuansässige wegen ihrer Wohnsituation Existenzängste oder Alltagschwierigkeiten haben, wird es leichter, sich gegenseitig zu unterstützen. Ob man nun verwandt ist oder nicht.

**? Es gibt auch die Idee der Alters-WG. Glauben Sie, das wird das Zukunftskonzept?**

Ich glaube, dass viele Leute nach Möglichkeiten suchen, im Alter nicht allein leben zu müssen. Wir werden immer neue Wohnformen entwickeln, die es möglich machen, dass sich neue Bekanntschaften

bilden und ebenso dass Menschen, die einander schon kennen, nebeneinander einziehen können. Das geht weg von einer Top-down-Zuteilung von fertigem Stadt- und Wohnraum hin zu mehr Eigeninitiative und Gestaltungsfreiheit. Klar ist jedenfalls: Unsere Städte werden dichter werden müssen. Das ist eine Frage der Gerechtigkeit. Und so stellt sich die Frage: Wie wird künftig vielfältiger Alltagsraum verteilt werden?

**? Österreich hat die UN-Behindertenrechtskonvention unterschrieben, die unter anderem auch Forderungen zum Thema Wohnen beinhaltet. Findet eine Zusammenarbeit mit Behindertenverbänden statt, um diese Forderungen umzusetzen?**

Grundsätzlich ja. Es gibt im Moment auch viele Projekte, die einen spezifischen Fokus setzen, ob für Geflüchtete, Menschen im Alter, Studierende oder Menschen mit Behinderung. Wobei inklusive Stadtplanung – neben spezifischen Angeboten – vor allem die offenen, frei wählbaren Räume meint. Da ist die Frage, wie man es schafft, Räume so zu bauen, dass sie allen Menschen gleichen Zugang und gleiche Möglichkeiten bieten. Möglichkeit heißt auch, den Raum freier nutzen zu können, zu ändern und vor allem auch behalten zu können. Und das bedeutet: Schluss mit Befristungen! Weiters braucht es eine umfassende Mietpreisdeckelung, eine Steigerung von gefördertem Wohnbau und, nicht zuletzt, ein Ende der Spekulation mit Grundstücken. Es ist höchst relevant, dass es politische Maßnahmen gibt, die Wohnraum aus der kapitalistischen Verwertung heraushalten.

**? Was ist Ihrer Meinung nach notwendig, damit selbstbestimmtes und leistbares Wohnen für alle möglich wird?**

Ich wünsche mir eine proaktive, progressive Umverteilung von Reich zu Arm mithilfe von Wohnbausteuern. Dieser Wunsch ist absolut keine Utopie. Das ist etwas, das wir schon einmal gehabt haben: im Wien der 1920er-Jahre. ■

## Sozialraum etablieren

### Von der gut versorgten zu einer mitsorgenden Nachbarschaft.

Seit 2015 begleitet das Diakoniewerk den Mühlviertler Kurort Bad Zell dabei, einen Sozialraum zu etablieren, der sich von einer gut versorgten zu einer mitsorgenden Nachbarschaft entwickelt und in dem Menschen jeden Alters ihr Leben gut gestalten können.

Unter dem Titel „Mehr Zeller Nachbarschaft“ werden derzeit ein gemeinsamer Mittagstisch, Fahrdienste, ein Besuchsdienst und SprachpartnerInnen in der Integrationsarbeit angeboten. Auch das neue Haus für SeniorInnen in Bad Zell wurde 2016 bezogen.

Mit der „Lebendigen Nachbarschaft“ (LeNa) – einem neuen Wohnprojekt mit barrierefreien Wohnungen für Men-



Regelmäßige Treffs, gemeinschaftliche Räume und Aktivitäten laden zum Zusammentreffen im Wohnquartier ein

schen im Alter und Menschen mit Behinderung – wird derzeit ein ähnliches Angebot im Raum Engerwitzdorf/Gallneukirchen entwickelt.

[www.diakoniewerk-oberoesterreich.at/de/mehrzellernachbarschaft](http://www.diakoniewerk-oberoesterreich.at/de/mehrzellernachbarschaft)

## Schutz und Halt

### Diakonie-Wohngruppen helfen Jugendlichen auf ihrem Weg zur Selbstständigkeit.



WG Kaya: ein Ort der Genesung für junge Menschen mit Essstörungen

Die zehn Wohngruppen im Diakonie Zentrum Spattstraße sind sehr unterschiedlich. Die Krisenstelle Wäki etwa ist ein Zufluchtsort. Die sozialpädagogische Wohngemeinschaft Jump bereitet Mädchen auf den Sprung ins Erwachsenenleben vor. Die sozialtherapeutische WG Kaya ist ein Ort der Genesung für junge Menschen mit Essstörungen.

Was sie verbindet? Sie geben jungen Menschen in schwierigen Lebenssituationen Schutz und Halt. Hier sind die Jugendlichen nicht allein. Sie werden an die Hand genommen und begleitet, damit sie die Schule schaffen, einen Beruf ergreifen können, ihren Platz in der Gesellschaft finden. In den Wohngruppen erleben sie Gemeinschaft. Ihr Selbstwert wächst. Sie werden selbstständig. Die Menschen, die die Jugendlichen begleiten, sind Profis auf dem Gebiet und für diese Aufgabe bestens gerüstet.

[www.spattstrasse.at/unser-angebot](http://www.spattstrasse.at/unser-angebot)



Wohnanlage in Oberwart – mit Seniorengarten

## Schönes Wohnen für Senioren

### Diakonie Burgenland und die Oberwarter Siedlungsgenossenschaft als kongeniale Partner.

Die eigenen vier Wände geben Geborgenheit, ermöglichen Rückzug und Entspannung, aber auch Kommunikation und Gemeinschaft. Diakonie Burgenland und die Oberwarter Siedlungsgenossenschaft bieten seit 15 Jahren SeniorInnen ansprechende Wohnmöglichkeiten in ihrer gewohnten Umgebung.

Die erfolgreiche Partnerschaft der beiden zeigt sich besonders in den zahlreichen Wohnprojekten für SeniorInnen im Rahmen des betreuten Wohnens, die gemeinsam realisiert worden sind.

Die größte derartige Wohnanlage befindet sich in Oberwart. Hier werden 74 Wohnungen in enger Kooperation mit der Stadtgemeinde als Träger und der Diakonie als Betreiber geführt.

Gemeinsame Projekte sind außerdem in Oberschützen, Neusiedl bei Güssing und Gols entstanden. Gebaut wird aktuell in Pinkafeld und in Kemeten, ebenso ist das Pilotprojekt eines Demenzzentrums in Oberwart im Entstehen. Demnächst wird in Markt Allhau ein weiteres gemeinsames Projekt der beiden Partner gestartet.

[www.diakoniebgld.at](http://www.diakoniebgld.at)



MIT KRISTINA SPRENGER



# „Für mich gehen Türen immer auf“



**KRISTINA SPRENGER**, geboren 1976 in Innsbruck, ist bekannt als Darstellerin der Kommissarin in der ORF/ZDF-Krimiserie „SOKO Kitzbühel“, wo sie von 2001 bis 2013 die weibliche Hauptrolle spielte. Mit insgesamt 13 Staffeln ist sie die am längsten ermittelnde Fernsehkommissarin Österreichs. Seit Sommer 2014 ist sie zurück am Theater und hauptberuflich als Intendantin am Stadttheater Berndorf tätig. Sie ist verheiratet und hat eine sechsjährige Tochter. Kristina Sprenger lebt mit ihrer Familie in Soob/NÖ und in Wien.

## ZUHAUSE?

Ist wichtig für mich. Die ganze Familie muss da sein. Das gibt mir Geborgenheit.

## CHANCEN?

Es soll die gleichen Chancen für alle geben, egal aus welchem Elternhaus jemand kommt oder welchen Background man hat. Egal aus welcher Welt jemand stammt.

## LEBENSRAUM?

Ein guter Lebensraum erlaubt mir genug Luft zum Atmen, ist Raum für Kreativität.

## WOHNGEMEINSCHAFT?

Ich bin ein Gemeinschaftsmensch, habe immer gern in Wohngemeinschaften gelebt. Aktuell besteht meine Wohngemeinschaft aus Mann, Tochter, Hund und mir selbst.

## SELBSTBESTIMMT?

Jeder Mensch soll nach seinen Möglichkeiten leben und sich frei bewegen können.

## NACHBARSCHAFT?

Nachbarschaftspflege und Harmonie sind mir wichtig, aber ich mag es auch, wenn man Abstand zueinander hält und einander respektiert.

## STADT – LAND?

An sich bin ich ein Stadtmensch, aber mit meiner Familie bin ich auch zum Landmenschen geworden. Ich schätze beides sehr.

## GENERATIONEN?

Das Zusammenleben der Generationen ist mir sehr wichtig. Ich profitiere vom Wissen der Älteren und von der Neugier der Jüngeren.

## BARRIEREN?

Sind meist in den Köpfen. Barrierefreiheit sollte selbstverständlich sein. Es gibt noch viele Barrieren abzubauen.

## PRIVATSPHÄRE?

Jeder braucht sie, und es ist wichtig, das zu respektieren. Sogar meine sechsjährige Tochter ist gern einmal allein. Ich finde das wichtig.

## TÜR?

Für mich gehen Türen immer auf. Sie bedeuten Neues. Im Sinne der Barrierefreiheit sollten alle Türen automatisch sein.

## VISION?

Ich möchte es schaffen, mir die Neugierde zu bewahren, auf alle Menschen offen zuzugehen.

## LEBENS MOTTO?

Wer kämpft, kann verlieren.  
Wer nicht kämpft, hat schon verloren.

# Wohnungslosigkeit hat viele Gesichter

**Bleibeberechtigte Flüchtlinge stoßen bei der Wohnungssuche allzu oft auf Vorurteile und Ängste.**

Unsere KlientInnen, Menschen, die nach ihrer Flucht in ihrer neuen Heimat auf Wohnungssuche sind, sind zu Beginn dieser Suche oft noch sehr motiviert und voller Hoffnung. Die Augen funkeln, wenn wir die Nummern der MaklerInnen der inserierten Wohnungen wählen, um einen Besichtigungstermin für sie zu vereinbaren. Trotz der häufig geringen Deutschkenntnisse verstehen die KlientInnen sehr wohl einige Wörter unseres Gesprächs: Diakonie, Wohnung, Termin, Familie, Afghanistan/Syrien/Irak – nein. Das Gespräch endet häufig schon nach wenigen Minuten – mitunter ohne Verabschiedung. Bevor wir noch erklären können, was wir von der anderen Seite erfahren haben, wissen es viele KlientInnen bereits und wirken gekränkt, enttäuscht und frustriert. Unsere KlientInnen bemerken genau, wie sehr Vorurteile und Angst den Zugang zum Wohnmarkt für sie noch zusätzlich erschweren.

Eine Gruppe junger Männer. Eine alleinerziehende Frau mit Kopftuch. Ein altes Ehepaar, das kaum noch Stufen steigen kann und daher eine barrierefreie Wohnmöglichkeit sucht. Wohnungslosigkeit hat viele Gesichter. Wohnungslosigkeit bedeutet zwar nicht Obdachlosigkeit, in vielen Fällen aber Hoffnungslosigkeit.

Eine 29-jährige alleinerziehende Russin kämpft mit den Tränen, nachdem sie die zwanzigste Absage für einen Besichtigungstermin erhalten hat. „Ich brauche einen Ort, an dem ich mich vor Gewalt schützen kann. Einen Ort, an dem meine Tochter und ich in Ruhe leben können.“

Ein 45-jähriger Iraker sagt am Ende der Beratung: „Ich hätte niemals in meinem Leben gedacht, dass ich ohne Wohnung enden werde! Warum bekomme ich keine Wohnung? Weil ich Muslim und Araber bin?“



Lisa Jama ist Wohnberaterin des Diakonie Flüchtlingsdienstes



Wohnt zusammen mit seinen drei Brüdern und seinem kleinen Neffen in einer Wohnung in Wien



„Wir hoffen bei jedem Anruf auf eine Zusage. Wenigstens eine Chance zu bekommen muss doch möglich sein“, sagt uns eine Klientin aus Somalia, die aufgrund ihrer Herkunft und Hautfarbe bereits mehrmals bei der Wohnungssuche diskriminiert wurde. Sie weiß aber auch, dass es in Österreich

auch Menschen gibt, die nicht nur Nein sagen, wenn es um Gleichbehandlung geht. „Ich muss sie nur finden.“

Ein junger Syrer lächelt müde und erklärt uns, dass er weiter nach einer Wohnung suchen und nicht aufgeben will. „Eine Wohnung zu haben bedeutet für mich, einen Ort zu haben, an dem ich schöne Träume begrüßen und mich von den Albträumen verabschieden kann.“

Was bleibt, ist oft nur die Hoffnung, dass aus dem Traum von der eigenen Wohnung auch Realität wird.

# „Wohnen im Alter? Darum kümmere ich mich später.“



**Veränderten Ansprüchen begegnet die Sozialpolitik immer noch mit Konzepten aus dem vorigen Jahrhundert. Es braucht neue Lebens- und Wohnkonzepte für Menschen höheren Alters und die damit verbundene Pflege.**

**E**s braucht neue Ansätze in Pflege und Betreuung. Wir müssen diesen Bereich in der Sozialpolitik neu gestalten, brauchen eine neue Perspektive, müssen einen neuen Blick einnehmen. Die Gesellschaft verändert sich, und das tun auch die Ansprüche alter Menschen. Sie sind individueller und heterogener geworden. Mittlerweile leben in Pflegeheimen immer mehr Menschen mit fortgeschrittener Demenz und die Betreuung dieser Menschen an ihrem Lebensende wird immer intensiver in zeitlicher und emotionaler Hinsicht.

## Noch immer große Sonderwohnformen

Diesen veränderten Ansprüchen begegnet unsere Gesellschaft aber immer noch mit Konzepten, die teilweise mehr als 25 Jahre alt sind. Das Pflegegeld wurde 1993 eingeführt, Pflegeheimstruktur und bauliche Konzepte der meisten Häuser stammen aus den 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts. Keine andere Personengruppe würde sich einen so trägen Wandel, eine so verzögerte Anpassung der Angebote an aktuelle Bedürfnisse gefallen lassen.

Alte pflegebedürftige Menschen sind die einzige Personengruppe, die noch in derart großen Institutionen und Sonderwohnformen leben muss.

Für diese neuen Anforderungen braucht es dringend passende Antworten – und die sozialpolitischen Rahmenbedingungen dazu. Internationale Beispiele gibt es bereits zahlreiche:

Quartiersentwicklung, Sozialräume, ambulant betreute Wohngemeinschaften für Menschen mit Demenz, Community Care usw.

## „Cure“ und „Care“ verbinden

Es braucht neue Wohnkonzepte für für alte Menschen, die gepflegt werden müssen: Wohnen, das ins Gemeinwesen integriert ist, das alltags- und bürgernäher organisiert ist. Deswegen ist die Kernfrage, bevor wir über Pflege reden: Wie kann ich Grätzel, Sozialräume und Wohnformen so gestalten, dass ältere Menschen auch mit Handicap oder Demenz dort leben können? Die Pflege, die dazu nötig ist, ist eine zusätz-

**„In Zukunft geht es darum, den pflegerischen und den sorgenden Aspekt zu verbinden.“**

liche Dienstleistung. Und natürlich gehören Pflegeheime als hochspezialisierte Einrichtungen auch weiterhin zu den Angeboten dazu, aber eben mit zeitgemäßen Konzepten und ausreichenden Ressourcen, um diesem hochprofessionellen Auftrag und Anspruch auch mit der gebotenen Qualität nachkommen zu können.

Dabei muss der Blick auch auf die derzeit unterschiedliche Ressourcenausstattung von „stationärer Altenarbeit“ in den Bundesländern gerichtet werden. Wir müssen uns von der isolierten Pflege verabschieden und einen genaueren Blick auf die Bedürfnisse älterer Menschen werfen – nicht nur aus medizinisch-pflegerischer („Cure“), sondern aus allgemein sorgender Sicht („Care“). In Zukunft geht es darum, „Cure“ und „Care“ zu verbinden.

## Gesellschaft des langen Lebens

Alter darf nicht weiter am Rand der Gesellschaft stehen. Alter und Wohnen gehören in die Mitte. Wir haben uns auf politischer Ebene dringend darüber zu unterhalten, wie wir die Gesellschaft des langen Lebens gut gestalten wollen – und wie wir ein Altern in Würde sicherstellen können. ■





# Begegnung durch Beteiligung

**Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung als neue Disziplinen in der Flüchtlingsarbeit.**

**N**eben der professionellen „Fallarbeit“, die Flüchtlinge individuell durch Sprachkurse, Orientierung, Bildungs- und Arbeitsmarktberatung unterstützt, rückt eine weitere Disziplin immer mehr ins Zentrum der Integrationsarbeit: die Gemeinwesenarbeit bzw. die Sozialraumorientierung. Dies ist nicht weiter verwunderlich, findet Integration doch in erster Linie dort statt, wo sich Menschen begegnen: im unmittelbaren Lebensumfeld, in der Nachbarschaft, im Sozialraum, im Gemeinwesen.

## Deckungsgleiche Ziele

Gemeinwesenarbeit hat das Ziel, die Handlungsfähigkeit von Menschen zu erhöhen. Das heißt, dass diese zunehmend Kontrolle über ihre Lebensverhältnisse erlangen und letztlich aktiv am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. So wird es möglich, dass sie ihre eigenen und die kollektiven Lebensbedingungen verbessern. Die Ziele der Gemeinwesenarbeit decken sich damit mit den Zielen des Integrationsprozesses. Und auch das Leitbild diakonischen Handelns ist beiden sehr nahe: „Menschen ein Leben in Fülle zu ermöglichen und sie dabei zu unterstützen, ihre Gaben wachsen zu lassen.“ Dies bedeutet in einem ersten Schritt, Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen diese Gaben auch eingesetzt werden können, und Möglichkeiten der Selbstbestimmung einzuräumen.

Praktische Beispiele hierfür sind vielfältig: StocksprecherInnen in Grundversorgungsquartieren gestalten direkt die Lebensbedingungen

der BewohnerInnen mit; Wohnungen zur Flüchtlingsunterbringung werden möglichst dezentral angemietet und den BewohnerInnen übergeben, um so früh wie möglich selbstbestimmtes und ortsübliches Wohnen in Hausgemeinschaften und Nachbarschaften zu ermöglichen.

## Wohnbevölkerung einbeziehen

Gemeinwesenarbeit heißt, die Wohnbevölkerung in Stadtteilen und Gemeinden, in denen Menschen mit Fluchtbiografie leben, in die Flüchtlingsarbeit einzubeziehen. Ihre Aufgaben reichen von der Koordination bestehender Angebote von Kirchengemeinden, Vereinen etc. bis hin zur Initiierung von Freiwilligenarbeit oder Unterstützung freiwilliger HelferInnen.

Begegnung und vor allem Beteiligung (im Rahmen sozialraumorientierter Integrationsarbeit) schaffen es, dass Flüchtlinge Vertrauen in die Aufnahmegesellschaft fassen können. So können Menschen mit Fluchthintergrund ihre Talente und Potenziale sichtbar machen und nehmen sich als akzeptierter und aktiver Teil der Gesellschaft wahr. Gleichzeitig werden Vorurteile innerhalb der Mehrheitsgesellschaft abgebaut. Gemeinwesenarbeit fördert also „Willkommenskultur“, den interkulturellen und interreligiösen Dialog und die Integration in die österreichische Gesellschaft. ■

[www.diakonie.at/integration](http://www.diakonie.at/integration)



**ANDREAS GAMPERT** ist Sozialarbeiter und Master der Gemeinwesenentwicklung. Er verfügt über 14-jährige Erfahrung im Bereich der Integrationsarbeit mit Flüchtlingen. Seit 2013 leitet er den Fachbereich Integration des Diakonie Flüchtlingsdienstes.

# Die Welt in Zahlen



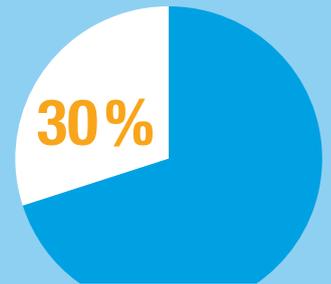
## Wohnkostenbelastung

Die Mietkosten stiegen in 10 Jahren in Österreich um 35 % an.

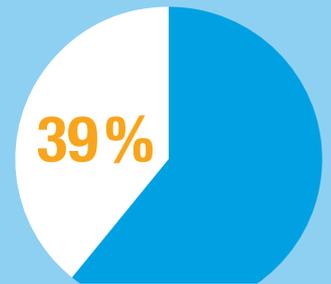


(Quelle: Statistik Austria)

## Wohnkostenbelastung steigt besonders bei den Ärmsten



2008



2013

(Quelle: Sozialbericht 2013/2014 BMASK)



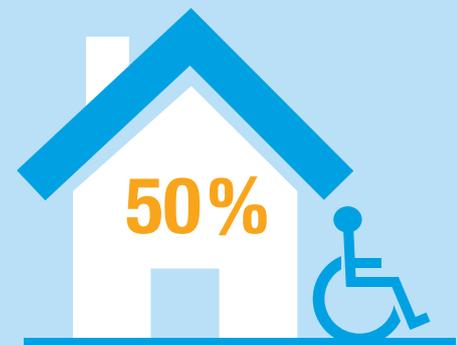
## Wohnqualität

- 6% der Bevölkerung in Österreich klagten über dunkle Räume.
- 11% der Bevölkerung leben in feuchten, oft auch schimmlichen Wohnungen.
- 7% der Wohnungen sind überbelegt.

(Quelle: EU-SILC 2016)

Die BezieherInnen von geringen Einkommen sind am stärksten betroffen.

## Barrierefreies Wohnen für Menschen mit Behinderung

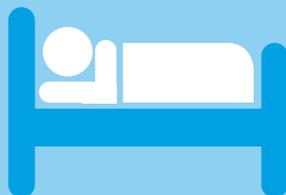


Fast die Hälfte aller befragten Menschen mit Behinderung gibt an, „manchmal“ oder „immer“ Probleme mit der Wohnung/im Haus zu haben.

## Wohnen für Flüchtlinge

Anerkannte Flüchtlinge haben die größten Schwierigkeiten, leistbaren Wohnraum zu finden.

300 €



Viele zahlen 300 Euro im Monat für ein Bett.

## Buchtipps



### Wohn-Räume und pädagogische Orte: Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen

Miriam Meuth (Hrsg.)

→ Obwohl Wohnen zentral für viele pädagogische Maßnahmen ist, wurde es in der Erziehungswissenschaft bisher kaum theoretisch reflektiert. Vor diesem Hintergrund analysiert dieser Band erstmalig umfassend das (Spannungs-) Verhältnis von Wohnen und Pädagogik in Auseinandersetzung mit der interdisziplinären Wohn- und Raumforschung.



### Österreichische NGOs in der Armutsbekämpfung: Entwicklungen, Leistungen, Lücken

Evelyn Dawid, Karin Heitzmann

→ 2005 wurde erstmals erhoben, was österreichische Nichtregierungsorganisationen (NGOs) in der Armutsbekämpfung und im Sozialen leisten. Die vorliegende Studie schließt zehn Jahre später an diese Arbeit an und greift die damaligen Fragestellungen wieder auf. Diesmal liegen die Schwerpunkte auf den derzeit „brennenden“ Themen Beschäftigung, Migration, Gesundheit und Wohnen. Die Studie wurde von der Wirtschaftsuniversität Wien und der Armutskonferenz durchgeführt.



### Alle wollen wohnen: Gerecht. Sozial. Bezahlfähig

Ursula Kleefisch-Jobst, Peter Köddermann, Karen Jung (Hrsg.)

→ Dieses Buch bietet einen umfassenden Überblick: von den maßgeblichen Vorbildern der 1920er-Jahre bis zur gegenwärtigen Situation und aktuellen Konzepten. Architektonische und städtebauliche Aspekte rücken dabei ebenso in den Fokus wie rechtliche Rahmenbedingungen, Fördermaßnahmen und Baustandards sowie die am Bauprozess beteiligten Akteure.

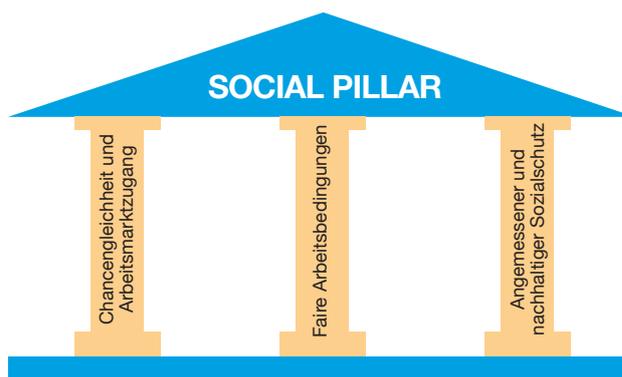


### Zu zweit ist weniger allein: Literaturpreis Ohrenschmaus – die besten Texte

Franz-Joseph Huainigg (Hrsg.)

→ Der Literaturpreis Ohrenschmaus versteht sich als Förderpreis, der Texte von Menschen mit Lernbehinderungen prämiert und ihnen den Zugang zur Literatur ermöglicht. Das Buch beinhaltet die Siegertexte aus den Jahren 2012 bis 2016. „Als hätte man ein Füllhorn geöffnet, voll von literarischen Kostbarkeiten, die auf uns niederströmen.“ (Felix Mitterer)

## Best of Europe



### EINE SOZIALE SÄULE FÜR EUROPA

## „Social Pillar“

Mit der Initiative „Social Pillar“ sollen die sozialen Grundrechte in Europa gestärkt werden. Die „soziale Säule“ widmet sich drei Themenschwerpunkten:

- Chancengleichheit und Arbeitsmarktzugang (z. B. aktive Unterstützung bei der Arbeitssuche, Maßnahmen für lebenslanges Lernen)
- Faire Arbeitsbedingungen (z. B. Ausgleich zwischen Sicherheit und Flexibilität auf ArbeitgeberInnen- wie ArbeitnehmerInnenseite, Schaffung von Arbeitsplätzen)
- Angemessener und nachhaltiger Sozialschutz (z. B. Zugang zu Gesundheitsversorgung, Sozialleistungen und Dienstleistungen wie Kinderbetreuung und Langzeitpflege)

Gerade die letzten Krisenjahre haben deutlich gemacht, dass die wirtschaftliche Integration nicht mehr ohne eine verstärkte soziale Integration auskommen kann, auch im Hinblick auf die Akzeptanz der EU bei ihren BürgerInnen. Die zukünftige Linie der Sozial- und Wirtschaftspolitik muss sich an einem breiteren volkswirtschaftlichen Verständnis orientieren. Zur besseren Zielsteuerung braucht es starke soziale Indikatoren zur Arbeitslosigkeit, Qualität der Jobs und zur sozialen Entwicklung, aber auch zur Struktur von Steuern. Entscheidungen zum Stabilitätspakt sollten in Hinblick auf die Einhaltung der Charta der Grundrechte der Europäischen Union getroffen werden. Werden diese verletzt, müssen die vorgeschlagenen Maßnahmen zurückgenommen und/oder neu entwickelt werden.

### Soziales Europa oder kein Europa

Für eine Aufwertung sozialer Rechte ist die Einführung effektiver Durchsetzungsmechanismen unabdingbar. Nur so kann eine Gleichstellung wirtschaftlicher und sozialer Grundprinzipien langfristig gewährleistet werden.

Lippenbekenntnisse reichen nicht aus. Ein soziales Europa ist möglich und steht nicht im Widerspruch zu wirtschaftlichem Erfolg. Europa wird sozial sein, oder es wird nicht mehr sein. ■

# Mobile Wohnbegleitung

**Ulrike Knecht von MOWO, der mobilen Wohnbegleitung der Heilsarmee in Wien, über den Weg zum (wieder) selbstständigen Wohnen.**



**VON ROBERTA RASTL-KIRCHER**

**? Wer sind die Menschen, die Sie von MOWO begleiten?**

**Ulrike Knecht:** Wohnungslosigkeit ist eine Manifestation von Armut. 100 Prozent unserer KlientInnen in der Wohnungslosenhilfe leben ein Leben in Armut. Sie haben mindestens eines dieser Problemfelder erlebt: Arbeitslosigkeit, Schulden, Krankheit, Trennung. Und sie haben wenig Rücklagen, sodass sie schon einmal ihre Wohnung verloren haben. Zur mobilen Wohnbegleitung der Heilsarmee kommen unsere KlientInnen zumeist aus Übergangsquartieren. Sie fühlen sich – finanziell und psychisch – erst jetzt wieder in der Lage, in eine eigene Wohnung zu ziehen. In der Zeit im Übergangsquartier haben sie gelernt, mit wenig Geld auszukommen. Deshalb trauen sie es sich wieder zu, ihre Miete regelmäßig zu bezahlen. Aber unsere KlientInnen wissen auch aus Erfahrung, dass die Herausforderung groß sein wird, und wünschen sich deshalb über einen gewissen Zeitraum unsere Begleitung und Betreuung.

**? Wer ist MOWO? Und was macht sie genau?**

Wir sind drei Sozialarbeiterinnen der Heilsarmee in Wien und begleiten die KlientInnen dabei, wieder eine fixe Wohnung zu beziehen, in ihr neues soziales Umfeld hineinzufinden und sich dort stabil zu etablieren. Das wichtigste Ziel unserer Beratung ist also die Vorsorge, damit den Menschen keine neuerliche Delogierung droht, denn diese wäre für unsere KlientInnen fatal. Viele sagen uns: „Ein zweites Mal würde ich das nicht überstehen!“

**? Was sind die wichtigsten Hilfsmittel, mit denen Sie Ihre KlientInnen unterstützen?**

Eines der wichtigsten Hilfsmittel sind die „betreuten Konten“. Das ist eine Möglichkeit, über getrennte Konten für Zahlungsein- und Zahlungsausgänge der Person dabei zu helfen, immer genügend Geld für die nächste Miete auf dem Konto zu haben. Diese Maßnahme ist für unsere KlientInnen sehr hilfreich, erleichtert sie ihnen doch den nötigen Überblick über ihre Finanzen. ■

**Beratungsstelle der mobilen Wohnbegleitung der Heilsarmee**

Ehemalige Klienten und Klientinnen der Wiener Wohnungslosenhilfe können die Beratungsstelle der mobilen Wohnbegleitung der Heilsarmee in Anspruch nehmen.

Kostenlos und ohne Anmeldung können brisante Themen rund ums Wohnen mit einer Sozialarbeiterin besprochen werden.

[www.heilsarmee.at/was-wir-tun/mobile-wohnbegleitung/](http://www.heilsarmee.at/was-wir-tun/mobile-wohnbegleitung/)

## Eine Geschichte aus dem Alltag der MOWO

Frau M. wohnt im Übergangwohnheim und möchte wieder selbstständig wohnen. Vor einigen Jahren musste sie eine Zwangsäumung ihrer Gemeindewohnung verkraften. Sie war damals immer wieder ohne Einkommen, weil sie es wegen ihrer psychischen Erkrankung nicht geschafft hatte, die notwendigen Vorsprachen bei AMS und Sozialamt einzuhalten. Dadurch konnte sie das Geld für die Miete nicht aufbringen und verlor ihre Wohnung.

Seit einiger Zeit wohnt Frau M. im betreuten Übergangwohnheim. Dort wird sie von ihrer Sozialarbeiterin unterstützt und schafft es jetzt, alle Termine und Fristen bei den Behörden einzuhalten. So wird sie ihre Schulden bei Wiener Wohnen begleichen können und daran arbeiten, dass sie nach einiger Zeit wieder eine Gemeindewohnung bekommt. Damit sie nicht in ihre alten Verhaltensmuster zurückfällt und so möglicherweise ihre eigenen vier Wände wieder verliert, wünscht sich Frau M. kontinuierliche Begleitung.

## Sozialmedizinische Beratung

### Asylsuchende erhalten Unterstützung.

**D**er Diakonie Flüchtlingsdienst bietet seit Kurzem sozialmedizinische Beratung für Asylsuchende mit chronischen körperlichen Erkrankungen und/oder Behinderungen an. Menschen, die auf die Erledigung ihres Asylantrags warten, erhalten intensive Unterstützung und Begleitung in ihrer gesundheitlichen Situation.

Besondere Aufmerksamkeit bekommen in der Beratung die sozialen und psychischen Aspekte der Erkrankung und/oder Behinderung. Dabei geht es u. a. darum, Orientierung im österreichischen Gesundheitssystem zu bieten. Die KlientInnen bekommen Empfehlungen für geeignete Gesundheitseinrichtungen, und die Angehörigen werden aktiv in die Therapie involviert. Alleinstehende KlientInnen



Beratung für Menschen auf der Flucht mit chronischen Erkrankungen

bekommen Hilfestellung, damit sie ein tragfähiges Unterstützungsnetzwerk in ihrer Umgebung finden.

Auch ehrenamtliche HelferInnen, BetreuerInnen aus Flüchtlingsquartieren und VertreterInnen des Gesundheitssystems bekommen Hilfe, um die gute Betreuung der KlientInnen sicherzustellen. ■

<http://fluechtlingsdienst.diakonie.at/einrichtung/med-beratung>

## Bistro Mauthausen

### Integrativer Gastronomiebetrieb an geschichtsträchtigen Ort.



Das Team des „Bistro Mauthausen“

**I**m „Bistro Mauthausen Memorial“ setzen die KZ-Gedenkstätte Mauthausen und das Diakoniewerk ein klares Zeichen für mehr Toleranz, Inklusion und Chancengleichheit an diesem geschichtsträchtigen Ort. Nach einem Jahr Probebetrieb und Umbauarbeiten, die vor allem die Modernisierung der Küche und die Erweiterung der Lagerräumlichkeiten betrafen, wurde der Gastronomiebetrieb im April offiziell eröffnet.

Vier Menschen mit Behinderung arbeiten seit einem Jahr im Gastronomiebetrieb der KZ-Gedenkstätte Mauthausen und machen – unterstützt von professionellen Gastronomiefachkräften – wertvolle Erfahrungen im Arbeitsleben. Zu Spitzenzeiten versorgen sie bis zu 500 Gäste pro Tag. Neben der hohen Besucherzahl stellen die Sprachen- und Kulturvielfalt eine große Herausforderung dar. „Wenn wir die Gäste nicht verstehen, versuchen wir es mit Handzeichen und einem Lächeln“, sieht Kerstin S. kein Problem. ■

[www.diakoniewerk-oberoesterreich.at/de/bistro-mauthausen-memorial/](http://www.diakoniewerk-oberoesterreich.at/de/bistro-mauthausen-memorial/)



Demenzbetreuung ist zentral im Haus St. Peter

## Mit Demenz leben

### Menschen fordern, nicht überfordern.

**M**enschen, die an Demenz erkrankt sind, werden in allen Wohn- und Pflegeeinrichtungen der Diakonie de La Tour professionell betreut und gepflegt. Ein Pilotprojekt im Haus St. Peter zeichnet sich dadurch aus, dass etwa die Aus- und Weiterbildung der MitarbeiterInnen in diesem Bereich verstärkt wurde und geplante Wohnformen und Betreuungskonzepte umgesetzt werden.

An Demenz erkrankte Menschen verlieren Schritt für Schritt ihre Alltagskompetenzen – was bleibt, sind Emotionen. „Wir schaffen eine Beziehung, indem wir Vertrauen aufbauen. Wir sind ein interdisziplinäres Team, das auf Herausforderungen in der Pflege professionell reagieren kann. Wir schaffen eine Atmosphäre, in der sich an Demenz erkrankte Menschen wohlfühlen. Mit dieser respektvollen Haltung ermöglichen wir ihnen, die Dinge selbstständig zu tun, die sie fordern, aber nicht überfordern“, so Sonja Wieser, Pflegedienstleiterin im Haus St. Peter. ■

[www.diakonie-delatour.at/was/menschen-im-alter/leben-mit-demenz/haus-st-peter](http://www.diakonie-delatour.at/was/menschen-im-alter/leben-mit-demenz/haus-st-peter)

# Das „Negerdörfli“ an der Vorortelinie

VON MARTIN SCHENK

**D**er kleine Heinz stand draußen. Er hatte nicht gewagt zu klopfen, doch hörte sie sein Husten und öffnete die Tür. ‚Hast Du ein Bilderbuch?‘, war seine schüchterne Frage. Er berichtete stockend, dass er ein solches im Schaufenster einer Buchhandlung gesehen habe und dass er gerne wüsste, wie es innen aussähe. Frau Silberbauer kramte ein altes Bilderbuch, bekritzelt, mit ausgerissenen Ecken, aus einer Kiste hervor. Sie sah und hörte das Entzücken des Kindes und staunte über seine vielen Fragen.“

So schildert die Sozialarbeiterin Rosa Dworschak eine Szene in ihrer Erzählung „Dorfgeschichten aus der Großstadt“. Das Dorf, von dem die Rede ist, liegt in Ottakring, die Stadt ist Wien, die Verwalterin der Siedlung heißt Silberbauer, wir schreiben das Jahr 1930. Heinz machte von da an seine Aufgaben bei Frau Silberbauer und kam mit seinen ersten Schreibversuchen und Zeichnungen gut voran.

## Außergewöhnliche Sozialreportage

Rosa Dworschak hat über ihre Arbeit eine Erzählung geschrieben, die jahrzehntelang als Manuskript in der Schublade gelegen ist. In dieser außergewöhnlichen Sozialreportage berichtet sie aus dem Leben der Bewohner des sogenannten „Negerdörfli“, in dem sie von 1928 bis 1938 als Sozialarbeiterin tätig war. 1911 wurde für arme, unterstandslose und kinderreiche Familien in Wien-Ottakring nahe der Vorortelinie eine Barackensiedlung errichtet – das sogenannte „Negerdörfli“.

Der Name leitete sich vom Wiener Dialektausdruck „neger sein“ (arm sein, nichts haben) her. Die Bewohner waren bei der – auch nicht viel reicheren – Nachbarschaft schlecht angesehen:

„Rund um das Dorf waren bereits höhere Bauten aufgeschossen. Die Wohnungen hatte die Stadtverwaltung vergeben. Ihre Mieter lebten kaum in besseren Verhältnissen als die im Dorf, doch fühlten sie sich ihnen im Range weit überlegen. Der Name Negerdörfli war schon geprägt und wurde immer wieder gebraucht, wenn man seine Verachtung für das Dorf ausdrücken wollte.“

Die jungen Leute in der Barackensiedlung waren Kinder von HilfsarbeiterInnen, Arbeitslosen, BettgeherInnen, Dienstboten. Ihre Berufsaussichten waren ident mit denen ihrer Eltern, von denen viele aus den früheren Kronländern der Monarchie, die überwiegende Anzahl aus Böhmen und Mähren, kamen. Unterschichts- und Migrantenkinder, die keine sozialen Aufstiegschancen hatten und mit beträchtlicher Ablehnung der Eingesessenen wie der Eliten kämpfen mussten.

## Psychoanalytische Sozialarbeit

In der Geschichte von dem kleinen Buben Heinz, der das erste Mal in seinem Leben ein Buch in Händen hält, blitzt bereits etwas von Rosa Dworschaks besonderer Haltung auf. Die Erzählungen Dworschaks sind getragen von dem, was ihrem Verständnis nach für psychoanalytische Sozialarbeit grundlegend ist: dem lebendigen Interesse für die anderen, der Fähigkeit zu verstehen, auf andere und deren Lebensauffassung einzugehen und sie nicht zu verurteilen.

Rosa Dworschak ist Teil der psychoanalytischen Sozialarbeit im Wien der Zwischenkriegszeit, einer vergessenen und durch den Faschis-

**Die Erzählungen Dworschaks sind getragen von dem, was ihrem Verständnis nach für psychoanalytische Sozialarbeit grundlegend ist.**



mus vernichteten Tradition der Kinderpädagogik und Sozialarbeit. In dieser Reihe stehen mit ihr August Aichhorn, Anna Freud, Caroline Newton oder Ernst Federn. In vierzehn Bezirksjugendämtern eröffneten Dworschak und Aichhorn Erziehungsberatungsstellen, die der Prävention und Hilfe dienten. Hier entwickelte sich ein für die Zeit neuer pädagogischer Blick auf das Kind. „Ich lasse mich weder auf die Besprechung der vorgebrachten Beschuldigung ein noch fülle ich Drucksorten aus“, bemerkte August Aichhorn, „sondern veranlasse das Kind, von zu Hause und von der Schule zu erzählen; gebe ihm die Möglichkeit zu kritisieren, seine Wut zu entladen.“

Er nutzte die Übertragung nicht nur zur Deutung unbewusster Regungen, sondern zur Schaffung starker affektiver Erlebnisse. Die Beratungsstellen erzielten erstaunliche Ergebnisse mit diesem therapeutischen Zugang. „Nacherziehende heilende Wirkung“ sei nur möglich, wenn das Kind als erfahrenes, leidendes, deutendes und interpretierendes Subjekt ernst ge-

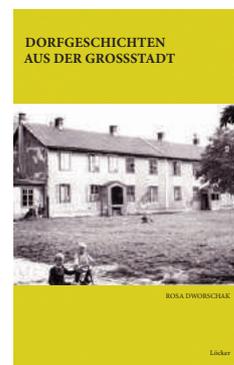
nommen und mit Neugierde und Wohlwollen angehört werde.

### Eine Frau zwischen den Welten

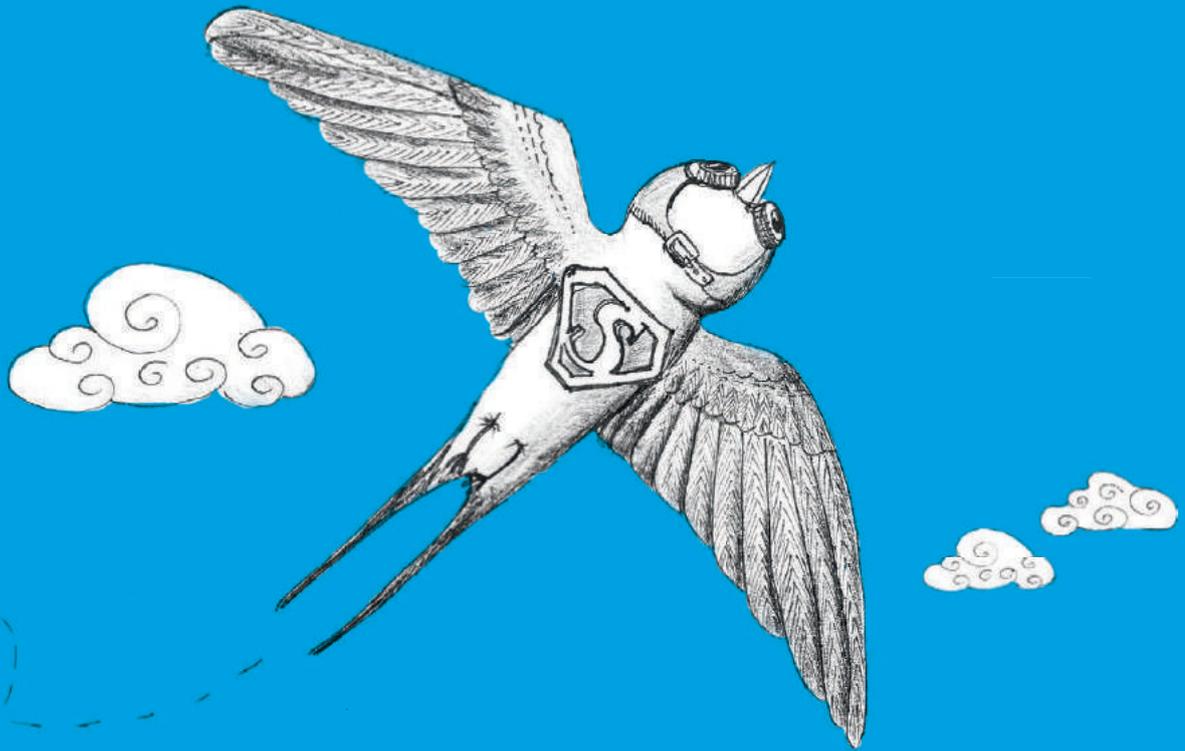
In den Dorfgeschichten erzählen die BewohnerInnen von diesem Ringen. Und sie erzählen von einer Frau zwischen den Welten. Frau Silberbauer pflegt den Rollentausch. Sie ist nicht nur oben, sie ist immer mittendrin, manchmal unten mit dabei. Frau Silberbauer lässt sich helfen, freut sich über ein Geschenk. Frau Silberbauer kann von anderen lernen, reflektiert, was ein Gespräch in ihr anrührt. Frau Silberbauer fragt nach der Geschichte und dem Kontext. Frau Silberbauer interessiert sich für Dynamiken und Konflikte, sie will verstehen. „Sie sind eine sonderbare Frau. Mit Ihnen könnte man möglicherweise reden, ohne sich verstellen zu müssen“, sagt eine Bewohnerin der Barackensiedlung zu ihr.

1950 wurde das Negerdörfli „geschleift“, an seiner Stelle steht heute ein großer Gemeindebau, der Franz-Novy-Hof. ■

**„Sie sind eine sonderbare Frau. Mit Ihnen könnte man möglicherweise reden, ohne sich verstellen zu müssen.“**



**Rosa Dworschak:  
Dorfgeschichten aus  
der Großstadt.**  
Löcker Verlag  
ca. 180 Seiten  
€ 19,80  
ISBN 978-3-85409-725-9



# Mut ist wie *Energie*